



Mitteilungen



Am 15. Januar haben die Musiklehrer unserer Schule, Herr Studienrat Ziehm und Herr Musikreferendar Neugebauer (alter Arndter) zusammen mit Herrn Studienrat Dr. Besig (Violine) den Eltern und Schülern in der Aula ein Konzert gegeben.

Vom 14.—16. Februar fand die mündliche Reifeprüfung statt. Den Vorsitz führte die Dezernentin der Anstalt, Frau Oberschulrat Dr. P a n z e r.

Ostern 1955 sind aus dem Kollegium ausgeschieden Studienrat Hellwig (Pensionierung) und Studienrat Dr. Ebeling (Versetzung). Es sind neu eingetreten die Studienräte Fleck und Dr. Weßlau.

Im neuen Schuljahr besteht die Schule aus 18 Klassen mit 540 Schülern, darunter rund 100 Mädchen.

9. Mai Schillerfeier im Festsaal der Schule. Die Gedenkrede hielt Herr Studienrat Dr. H e n s e l, von der in der nächsten Nummer ein Teil zum Abdruck gelangen wird.

Treffen der alten Arndter in M ü n c h e n: Das Einladungs Rundschreiben begann:

„Der Fasching ist vorbei — Schilaulen kann man nur noch auf ‚Bergesjipfein‘. Also die beste Zeit für ein Wiedersehen.“ Unterschrift Dr. Peter Jaekel und Matthias Gleim. Außer ihnen nahmen am 23. April teil: Claus Beyse, Georg Werner Graf Bassewitz, Ulrich Vieberbach, Werner Frank, Franz und Fritz Gürtner, Wolf von Guttenberg, Gerd Haneberg, Viktor Peters, Hans-Joachim Kofsbach, Dr. S. W. Schippel, Georg von Stauf, Fritz Schwennicke und Frau, Werner Schürmel, Benno Zander.

Für die Opera Arndtianorum erhalten:

Affessor Dr. Heinrich Otto P l i n k e, Die Entwicklung des Verhältnisses von Politik und öffentlichem Dienst in den USA, (iur. Dissertation, Marburg 1953).

Dr. med. habil. Gerd D h m, Konversionsneurosen und deren Behandlung bei einfach strukturierten Menschen. Münchener Medizin.-Wochenschrift, Jahrgang 96, Nr. 21 (1954).

Hans D u m r e s e, Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Lüneburger Renaissanceebände. Lüneburger Blätter, Heft 6, Lüneburg 1955.

Die neue Stam m r o l l e ist zum Versand gelangt. Wir bitten um ihre Überprüfung. Mitteilungen für Berichtigungen nimmt Herr Dr. Liebmann gern entgegen.

Für den Dahlemer Tag liegen Programm und Anmeldekarte bei.

Mit herzlichem Dahlem-Gruß!
Der Herausgeber



Als Handschrift gedruckt.

Postcheckkonto: Dr. Curt Liebmann (Sonderkonto), Bln.-Dahlem, Nr. 462 60 Bln.-West
Manuskripte an den Herausgeber Direktor Dr. Wachsmuth, Arndtschule.

Dahlemer Tag

Der Voranzeige zu Weihnachten lassen wir nun die Einladung folgen, und sie ist dieser Nummer beigelegt. Es ist also soweit!

Als wir vor drei Jahren zum ersten Dahlemer Tag rüsteten, fand zunächst die Idee des Unternehmens begeisterten Beifall. Sie kam damals in vielen einem latenten Wunsch entgegen, der nur auf das Stichwort wartete. Wir standen alle noch unmittelbarer unter dem Eindruck des Krieges, seines Ausganges und seiner Folgen als heute. Die Überlebenden, wenn auch von Existenzsorgen mehr als beansprucht, fühlten ein Verlangen, nach all den Ereignissen und nach so langer Zeit an vertrauter Stätte den Kameraden ihrer Jugendjahre wieder zu begegnen, die auch „noch einmal davongekommen“. Allerdings mußten sich dann viele die Ausführung des Wunsches versagen. Sie kamen von drüben nicht, teils aus wirtschaftlichen Gründen, teils weil sie den Weg nach Berlin durch die besetzte Zone nicht wagten.

Das liegt jetzt alles anders. Der Weg von drüben ist leichter, Berlin ist nicht mehr die „abgeschriebene“ Stadt, und die elementaren Daseinsfragen bedrücken nicht mehr so. Andererseits fehlt jedoch, was damals herzog: das Wiedersehen ist nicht mehr ein Teil des Kriegs- und Nachkriegserlebnisses.

So sind wir uns des Wagnisses wohl bewußt, nach Dahlem zu rufen. Wir tun es, weil wir es schon vor drei Jahren versprochen haben. Ob die Zeit dafür reif ist, die Umstände günstig sind, wir wissen es nicht. Und so machen wir uns auf alles gefaßt, auch darauf, ins Leere gerufen zu haben.

Abiturienten-Entlassungsfeier

Bis es soweit ist — diesmal am 26. Februar — ist eine Prozedur zu durchlaufen, die sich heutzutage über etwa vier Monate erstreckt. Sie beginnt schon am 1. November mit der Zulassungskonferenz, setzt sich im Dezember fort, wo bereits die schriftliche Prüfung stattfindet, und Februar oder März sind dann die Monate für das Mündliche. Diesmal waren für die beiden Abschlußklassen, eine altsprachliche und eine neusprachliche, der 14. bis 16. Februar als Prüfungstermin bestimmt. Von den 51 Abiturienten bestanden 48 die Prüfung, davon 4 mit Auszeichnung, 8 mit gut und 14 mit befriedigend. Von den 3 Nichtbestandenen wiederholt der eine die Klasse, der andere hat die Schule gewechselt, und der dritte hat die Schule vor dem Verwaltungsgericht verklagt, was als Novum in der Geschichte unserer Schule immerhin der Mitteilung wert ist.

Wie Abiturienten die Zeit zwischen der bestandenen Prüfung und dem offiziellen Entlassungstag zuzubringen pflegen, weiß jeder, der sich einmal in diesem schönen Niemandland des Lebens aufgehalten hat. Man ist das Alte nicht mehr und ist das Neue, nämlich Anwärter für einen Berufsweg, noch nicht. Gleichzeitig wird man mit Dank und Anerkennung beschenkt fürs bestandene Alte, und man wird unbegrenzt mit einem Vorschuß von Erwartung und Vertrauen honoriert für eine künftige Bewährung, für die man noch nicht das Geringste getan hat. Raum wird man niemals wieder so vom Leben verwöhnt wie in diesen arkadischen Tagen.

Mit der Empfindung, der Schule in kurzer Zeit sehr ferngerückt zu sein, kommen sie dann auch zur Entlassungsfeier, sammeln sich zum letztenmal in ihrem Klassenzimmer und betreten mit ihrem Klassenleiter die Aula, wo die Schule und die Angehörigen auf sie warten und ein Orchesterstück oder ein Chorlied zu ihren Ehren anhebt.

Der musikalische Teil der Feier bestand diesmal aus dem Konzert für Klavier und Orchester, f-moll, von J. S. Bach. Zu Anfang wurde der erste Satz gespielt und als Ausklang der Stunde der zweite und dritte. Für unser Orchester schloß mit dieser Feier eine besondere Blütezeit der Leistungsfähigkeit ab, weil so mancher von den Mitwirkenden zum letztenmal den Bogen in diesem Kreise führte und sein Ausscheiden als Abiturient wirklich eine Lücke hinterläßt. Vor allem trifft es für Aribert Reimann zu, der Musik studieren will und sein außergewöhnliches Können am Flügel stets gern in den Dienst der Schule gestellt hat. Daher war das Spielen des genannten Konzertes im wesentlichen eine Abschiedsmusik, die die Abiturienten sich selbst und ihrer Schule unter Leitung von Herrn Studienrat Zieh m bereiteten.

Für den weiteren Verlauf der Feier hat jede Schule ihren eigenen Stil ausgebildet, und die Altkn kennen den unsrigen. Er besteht in der Ansprache eines

Schülers aus der nachrückenden obersten Klasse an die Abiturienten, in der Abschiedsrede eines Abiturienten und in der Rede des Klassenleiters aus einer der Abiturientenklassen. Hieran schließt sich die Aushändigung der Reisezeugnisse durch den Direktor. An unserer Schule erfolgt dann noch ein Akt von besonderer Art und Bedeutung: es ist die Verkündung des Martin-Eduard-von-Simson-Preises.

Was nun die drei Reden angeht, so ist jede ein Schauspiel für sich mit eigener Aufgabe und Schwierigkeit. Am schwersten hat es der Schüler. Er darf nicht klüger und reifer sein wollen als die Abiturienten, weil sie es ihm doch nicht glauben. Begnügt er sich mit gefälligen Freundlichkeiten, mäfelt man, er habe es sich gedanklich zu billig gemacht. Aber wenigstens kann er hinterher von sich sagen, daß er in einer schwierigen Situation tapfer seinen Mann gestanden habe, und das ist für ihn eine Erfahrung von Wert.

Der Abiturient ist weit besser daran. Er hat wirklich ein Thema, sofern er es zu sehen vermag. Sogar über die Köpfe seiner Mitschüler darf er hinwegreden, falls er so überragend ist. Denn er steht da wie ein junger Vogel auf dem Rand des Nestes, der zum ersten Flug sich anschickt. Es liegt bei ihm, ob er es als Sperling oder als Falke unternimmt. So mancher hat schon in seiner Abiturientenrede erkennen lassen, wo einmal seine Bestimmung liegen wird.

Bei unserer Entlassungsfeier war *S a u k e J e s s e* aus der Gymnasialklasse der Auftrag zugefallen, im Namen der Abiturienten zu sprechen. Wir lassen hier ohne Kommentar aus seiner Rede den Schlußteil folgen:

„Und wir, die wir uns im Laufe der Zeit in der ganzen Welt zerstreuen werden, nehmen diesen Geist der Menschlichkeit, diese Sendung der Humanität und das Gefühl der Verantwortung für unsere Mitmenschen, die unsere Bildung uns auferlegt, mit aus unserer Schule. Dieser Geist wird uns in unserem weiteren Leben immer erfüllen. Humanität heißt Liebe zum Menschen und Achtung vor ihm. Sie bedeutet aber auch Aufbegehren gegen alles, was die Idee des Menschen entwürdigt und erniedrigt. Damit wird die Humanität zur Politik. Und es ist in der Tat ein Verdienst des Geistes unserer Schule, uns von der Notwendigkeit der Politik und der Aufgabe, sich mit ihr zu beschäftigen, überzeugt zu haben.“

Dieses Wort ‚Politik‘ hat in unserer Sprache häufig einen etwas abfälligen Klang. Dahinter stehen Sätze wie etwa: ‚Politik verdirbt den Charakter.‘ Diese Worte spiegeln eine weit verbreitete Abneigung gegen alles Politische in unserem Volk wider. Die großen Vorbilder aus der Geschichte, die andere Völker anfeuern und begeistern, haben bei uns einen guten Teil ihrer sittlichen Gestaltungskraft verloren. Die Gefühle vieler Menschen sind durch den Nationalsozialismus betrogen worden, ein zweitesmal wollen sie sie nicht ins Spiel bringen. Aber man vergiftet dabei, daß es im Grunde billig und feige ist, aus Angst vor neuer Schuld, die man auf sich laden könnte, die Hände einfach in den Schoß zu legen. Dann läuft man Ge-

fahr, die Politik Elementen zu überlassen, die der Entwicklung einen Verlauf geben, der sich für ganze Völker katastrophal auswirken kann. Die Politik gibt uns die Möglichkeit, das Schicksal ein ganz klein wenig zu beeinflussen. Wer diese Möglichkeit nicht nützt, wenn er dazu in der Lage ist, der läßt mehr Schuld auf sich, als der, der im Bemühen um das Gemeinwohl Fehler macht. Deshalb werden wir uns immer für die Gemeinschaft einsetzen und uns für das Schicksal unseres geteilten Vaterlandes verantwortlich fühlen. Ich erwähne Deutschland, aber ich müßte besser Europa sagen. Denn es wird in Zukunft kein isoliertes deutsches Schicksal mehr geben, sondern nur noch ein europäisches. Und es wird die Aufgabe der Jugend, unsere Aufgabe also, sein, die Einigung Europas herbeizuführen und die Schranken von Vorurteilen und eingewurzelten Haßgefühlen niederzureißen. Wir wünschen nichts sehnlicher als das, aber nicht nur unser Wunsch treibt uns dazu, sondern die Notwendigkeit. Wenn wir eine Chance haben, die Ideale, die uns das Leben lebenswert machen, dem Osten gegenüber zu behaupten, dann nur vereint. Es bleibt das größte Verdienst unserer Schule, uns in einer Zeit der Entwertung geistiger und sittlicher Güter ein Gefühl für diese Ideale gegeben zu haben. Wir werden uns immer bemühen, den Geist unserer Schule, den Geist der Menschlichkeit in Ehren zu halten.

Welchen wechselnden Schicksalszufällen wir in unserem künftigen Leben ausgesetzt sein werden, weiß niemand. Illusionen geben wir uns nicht hin. Das soll nicht heißen, daß uns die Lebenskraft und der Optimismus früherer Generationen fehlen. Aber einer Jugend, die in einer solchen Zeit aufgewachsen ist wie wir, fällt es schwer zu glauben, daß die Zukunft so sein wird, wie man sie sich in seinen Wunschträumen ausmalt. Dennoch sehen wir unserem weiteren Leben mit Freude und Erwartung entgegen, weil wir es als Ganzes lieben werden, mit seinen Freuden und seinem Leid. Denn ohne den Schmerz wäre es ein Dahindämmern in einem Glückszustand, der einem später in der Erinnerung vielleicht schön erschiene, im Augenblick aber sicher unbefriedigend ließe. In diesem Bewußtsein werden wir uns bemühen, alles, was uns das Leben bringen mag, als gottgewolltes Geschenk zu nehmen; denn wir wissen, daß auch für uns noch die Worte gelten werden, die der Athener Perikles vor mehr als 2000 Jahren seinen Mitbürgern zurief: „Wer sich in seinem Inneren am wenigsten durch die Schläge des Schicksals niederdrücken läßt und in seinem Tun die größte Widerstandskraft aufbringt, der wird der Stärkste bleiben, sowohl als einzelner, wie auch als Nation.“

Für die Abschiedsrede durch einen Vertreter des Kollegiums stehen zwei Wege zur Verfügung. Er kann ausgehen von Gedanken aus seinem Unterricht und sie weiterführen, indem er von ihrer Bedeutung für die Gegenwart, vielleicht sogar auch für die Zukunft spricht. Es wird dann so etwas wie eine letzte Unterrichtsstunde auf höherer Ebene, ein Schlußwort als Ausblick auf Verhältnisse und Werte des Lebens, auf die es ankommen wird. Oder der Klassenleiter zieht

noch einmal die Summe aus Erfahrungen mit seiner Klasse, hebt rückschauend ins Licht, was für künftige Lebenspraxis mitzunehmen oder besser abzulegen ist, indem er es mit sanfter Ironie im Gleichnis versteckt. Die Deutung des Symbols überläßt er denen, die Bescheid wissen.

Den letztgenannten Weg ist Herr Studienrat Witte, Klassenleiter der 13g, in seiner Ansprache gegangen. Wir bringen aus ihr den Teil, der das Gleichnis von der Gebirgswanderung ausführt:

„Die Zeit, die hinter Ihnen liegt, das Klettern von Stufe zu Stufe, die Genugtuung, die man fühlt, wenn man wieder einmal zu Ostern einen höher gelegenen Aussichtspunkt erreicht hat, kann man unter dem Symbol einer Gebirgswanderung, einer Bergbesteigung sehen, mit all den Schwierigkeiten und Gefahren, die das Hochgebirge in sich schließt.

Im Augenblick sind Sie mit Menschen zu vergleichen, die auf einer erreichten stillen Höhe des Gebirges noch nebeneinander stehen, auf einem Vorgipfel des Lebens, und die helle Gebirgssonne beleuchtet klar den noch vor Ihnen liegenden Teil des Weges.

Als einer Generation moderner junger Menschen, die das Leben liebt, so wie es ist, die auch die graue, häßliche Wirklichkeit, eben weil sie wirklich ist, der schönen rosa-roten Illusion vorzieht, brauche ich nicht zu sagen, daß diese Schönheit und Klarheit des vor Ihnen liegenden Weges nur dem verklärenden Licht des Augenblickes zu verdanken ist, daß es im Gebirge des Lebens überall Abgründe gibt, in die man fallen, Wände, von denen man stürzen und auch Ramine, in denen man stecken bleiben kann.

Die Schwierigkeiten sind von nun an doppelt groß, weil jeder für sich steht, jeder beweisen muß, ob die Technik des Bergsteigens von Stufe zu Stufe, die er während der dreizehn Schuljahre angewendet hat, auch für die höheren Gipfel, auch für die senkrechten Wände des Lebens angemessen ist, oder ob sie nicht doch verbessert, vervollkommenet, vielleicht sogar von Grund auf revidiert werden muß.

Ein Absturz von der glatten Wand bedeutete bisher nur ein Krankenlager von einem Jahr Zeitverlust, und mit den in diesem Jahr gesammelten Kräften hatte man dann meistens den genügend langen Atem, um bis zum Gipfel durchzuhalten. Es fragt sich, ob das Leben Sie immer so billig davonkommen läßt.

Man muß im Gebirge vielseitig sein, man muß mehrere Techniken beherrschen, um immer bestehen zu können. An der Wand, an besonders ausgesetzten Stellen, muß die Gewichtverlagerung gekonnt werden. Das heißt, man muß zur richtigen Sekunde, an der richtigen Stelle durch entsprechende Verlagerung des Körpergewichtes den Gesetzen der Schwerkraft gewissermaßen ein Schnippchen schlagen, um das scheinbar Unmögliche doch möglich zu machen. Den Liebhabern dieser Technik wünsche ich, daß sie wie bisher auch im Leben weiterhin mit ge-

wohnter nachtwandlerischer Sicherheit den schwersten Körperteil, den Kopf, im richtigen Augenblick an die richtige Stelle bringen.

Bei einer anderen Gruppe von Kletterkünstlern, die sich bisher auch durch die engsten Stellen einer Kluft hindurch gewunden haben, ohne sich die Finger wund zu reiben oder sich die Knie aufzureißen, da befürchte ich, daß die Technik versagen wird. Sie werden sich umstellen müssen. Denn ganz ungeschunden ist noch keiner durchs Leben gegangen.

Die letzte Gruppe, bei der infolge ungenügenden Trainings bisher das Stoffliche, das Gewicht der Materie so sehr nach unten zog, daß sie im Ausstiegskegel vor dem Gipfel hoffnungslos stecken geblieben wären, wenn nicht der Oberbergführer kräftig am Sicherungsseil gezogen und die Schar der Unterbergführer von unten ebenso kräftig nachgeholfen hätte und Anweisungen gegeben hätte, welche Tritte und Griffe zu benutzen wären, diese Gruppe muß sich vor Augen halten, daß künftighin hilfreiche Berggeister nicht mehr erscheinen werden.

Wenn wir jetzt auf dem gemeinsam erreichten Vorgipfel stehen und uns nach Bergsteiger Weise die Hände drücken, so wollen wir daran denken, daß dieser Händedruck der Bergsteiger ein schönes, noch sinnvolles, sinnerfülltes Symbol gemeinsamen Tuns ist, das noch nicht abgenutzt, noch nicht durch die Gewohnheit und die Wiederholung des Alltags sinnentkleidet ist."

Daß wir noch den Martin-Eduard-von-Simson-Preis verleihen können, verdankt die Schule der hochherzigen Gesinnung der Familie von Simson. Das beträchtliche Stiftungsvermögen ist seit Kriegsende verlorengegangen. Aber die Mutter und der Bruder von Martin-Eduard, die nach 1933 Deutschland verlassen haben und jetzt im Ausland leben, stellen alljährlich für den ursprünglichen Zweck der Stiftung einen namhaften Geldbetrag zur Verfügung. So lebt nun die verehrungswürdige Stiftung in dem vornehmen Geist weiter, aus dem sie 1928 geschaffen worden ist — trotz allem, was inzwischen geschehen ist. Der Martin-Eduard-von-Simson-Preis für Ostern 1955 ist dem Abiturienten Hauke Jessen der Gymnasialklasse zuerkannt und übergeben worden.

Die Entlassungsfeier klang aus mit dem gemeinsamen Liede „Nun danket alle Gott“.

13 g war in Paris

Von Hauke Jessen

Geplant war sie eigentlich schon lange, unsere Reise nach dem Abitur, aber man war sich gar nicht einig, wohin es denn gehen sollte. Die Klasse vor uns hatte eine Skireise gemacht. Der Unfall jedoch, der ihren Lehrer, Herrn Poppe, dabei

ereilt hatte, stimmte einige von uns bedenklich. Dann kam ein Vorschlag: Nach Südfrankreich, an die Mittelmeerküste. Das war etwas für romantische Naturen: Blaue, weißschäumende See, zackige Felsenküste, Palmen, weiße Häuser im strahlenden Sonnenschein... Auch hier kamen Bedenken: Im März regnet es dort häufig, kalte Winde fallen von den Bergen herunter auf die Küste, kurz: Es ist ungemütlich. Dort unten verbringen zwar englische Lords und asiatische Kaiser fern von den Sorgen der Heimat den Vorfrühling, die haben aber auch die Mittel, um es sich bequem zu machen. Ja, überhaupt, die Mittel!! Na, das würde sich finden. Erstmal mußte ein Ziel da sein. Frankreich war ja eigentlich nicht schlecht, wenn nicht Südfrankreich, dann eben Paris, natürlich, Paris! Da war Kultur, da hatte man Zivilisation, man konnte sich amüsieren — Paris sollte doch die schönste Stadt der Welt sein! Aber woher das Geld nehmen?

Zunächst half die „Maison de France“, die versprach, uns Unterkunft in einem Hotel und volle Verpflegung zu einem annehmbaren Preis zu verschaffen. Die Bahnfahrt würde dank der besonderen Lage Berlins für jeden nur 65 DM hin und zurück ausmachen. Unser „Klassenvater“, Herr Witte, war bereit, das Wagnis einer Reise mit uns ins dunkle Ausland einzugehen. Wir sprachen mit der Schulleitung. Hier war man nicht so einverstanden: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ bedeutete man uns. „Nun gerade“, dachten wir dickköpfig, „wenn wir nun schon mal unseren Gymnastikhorizont erweitern wollen, ohne daß jemand mit der Knute dahintersteht, siehe da, dann wollen unsere Pädagogen es nicht.“ Aber man ließ uns dann verständnisvoll lächelnd unseren Willen. Das noch fehlende Geld wurde durch gütige Hilfe eines Vaters und eine Spende der „Dahlemer Blätter“ beschafft. Herr Dr. Liebmann gab uns die Adresse eines ehemaligen Arndters, des Herrn v. Walter, mit auf die Reise, der geschrieben hatte, er würde sich freuen, wenn wir ihn besuchten. Es konnte also losgehen.

An einem trüben Märztag bestiegen wir im Bahnhof Zoo den Kurswagen nach Paris. Nachts um 1 Uhr waren wir in Köln; dort sollte einer aus unserer Klasse, der schon vorgereift war, zu steigen. Aber es gibt keine Reise ohne Pech: Ein Bahnbeamter teilte uns mit, unser Mitschüler habe am Vortag einen Autounfall gehabt und liege im Krankenhaus. Das nächste Pech folgte: Eins von den beiden Mädchen, die mitreisten, hatte noch einen Paß von der Militärregierung, und es stellte sich heraus, daß sie ein Visum benötigte. Mit einem der zahlreichen Kavaliere mußte sie nach Düsseldorf zurück, um das Visum zu besorgen. Sonst ging alles gut, am nächsten Morgen kamen wir verlatert und etwas verschmutzt von Ruß am Ziel unserer Wünsche an. Eine Stimme im Lautsprecher, die wir bisher nur aus dem Film gekannt hatten, rief: „Paris, Gard du Nord!“

Das erste typisch Pariserische, das wir zu sehen bekamen, war die Metro, mit der wir zu unserem Hotel fuhren. „Grand Hotel Carnot“ lautete sein groß-

artiger Name; es war bescheiden, aber ordentlich. Von unseren Zimmern hatten wir Aussicht auf einen richtigen Pariser Hof, verbaut und romantisch schmutzig, eine echte Gabor-von-Baszary-Idylle. Das beruhigte uns: Einiges von dem, was man sich über Paris erzählte, schien also zu stimmen. —

Es heißt, nach Paris muß man allein reisen, und das ist sicher richtig, wenn man in die Geheimnisse der Stadt und ihrer Menschen eindringen will. Also trennten wir uns so oft wie möglich und besuchten nur den Louvre, andere Museen, das Schloß in Versailles und eine Aufführung des „Misanthrope“ in der Comédie Française gemeinsam.

Schon am ersten Tag waren wir von der Stadt begeistert. Wie konnte es auch anders sein, wenn man etwa den Place Etoile mit dem Triumphbogen gesehen hatte und dann die Champs Elysées runtergebummelt war an die Seine. Bewunderung erregte der nie versiegende Strom dahinfahrender Automobile, der aber nicht etwa zum Verkehrschaos führte, die auffallend geschmackvoll gekleideten Menschen, die eleganten Geschäfte und vor allem die Atmosphäre, die in der Stadt herrscht. Beschreiben läßt sie sich nicht, aber wir wurden alle in den nächsten Tagen von ihr erfaßt und wie in einen Strudel hineingerissen: Man lebte nur noch dem Heute, das Gestern und Morgen wurde bedeutungslos, dafür erlebte man das Jetzt mit einer ganz eigenen Intensität. Wir standen am Grabe Napoleons, der ganz Europa in Atem gehalten hatte, im Spiegelsaal von Schloß Versailles, aber wir fanden keinen rechten Zugang zur Vergangenheit, deren Zeugen wir zu Gesicht bekamen.

Die Verständigung hatten wir uns schwieriger vorgestellt: Französischkenntnisse gehören nicht zu den Segnungen unserer Schulbildung. Aber man kann sich mit Wörterbuch und Privatkenntnissen — soweit vorhanden — ganz gut durchhelfen. Als ich mit einem Freund eines Vormittags verzweifelt den Stadtplan an einer Metrostation studierte, hörten wir hinter uns eine freundliche Stimme mit französischem Akzent: „Kann ich Ihnen helfen? Wo wollen Sie hin?“ —

Daran, daß um uns alles Französisch sprach, gewöhnten wir uns erstaunlich schnell. Es kam uns schon fremd und eigenartig vor, nur Deutsch zu hören, als wir auf Einladung von Herrn v. Walter zu einer kleinen Party in die Botschaft kamen. Herr v. Walter, Leiter der politischen Abteilung, beantwortete uns zunächst politische Fragen, die wir auf dem Herzen hatten. Dann hielt uns der Kulturattaché, Herr von Tychowiz, einen kleinen Vortrag über die Ausdehnung von Paris seit seiner Gründung. Während wir fürstlich mit Martini und Käsegebäck bedient wurden, hörten wir, daß der Justizpalast auf den Grundmauern des Palastes der römischen Statthalter erbaut worden sei, daß das Gebäude früher Sitz der französischen Könige gewesen sei, daß heute aber nur noch die vier Ecktürme von diesem Bau herrührten und einige Kellergewölbe, darunter das Gefängnis der Marie-Antoinette.

Bei diesen Worten wurde mir nachträglich noch etwas unheimlich zumute: In meiner Erinnerung wurde wieder jener Nachmittag vor ein paar Tagen lebendig, an dem ich mit einem Freunde die Kellergewölbe des Gefängnisses durchstöbert hatte. Es war kurz vor 16 Uhr, wir hatten uns das Hauptverließ angesehen. Da entdeckten wir eine kleine Seitenpforte, die uns in eine Zelle und von dort in ein kapellenartiges Gemach führte, in dem die Königin die letzte Kommunion empfangen hatte. Es war etwas nach 16 Uhr geworden, und wir wollten das Gemölbe verlassen, aber die Pforte, die uns in die Zelle gelassen hatte, war eine Falltür, die sich nur von außen öffnen ließ. Um 16 Uhr wurde das „Museum“ geschlossen. Gruselig bereiteten wir uns auf eine Nacht allein mit dem Geist der unglücklichen Königin und mit ihren Marterinstrumenten vor, auf den harten Steinen des Gefängnisses. Die dunklen Ecken schienen plötzlich von unheimlichen Spukgeistern belebt, wir hörten erschreckt ein unheimliches Knacken . . ., und die Tür unseres Verließes öffnete sich: Eine verspätete englische Reisegesellschaft befreite uns.

Die letzten Tage in Paris flogen rasch dahin, wir hatten uns etwas eingelebt. Der Tag der Abreise kam; traurig, aber reich an neuen Eindrücken bestiegen wir wieder den Kurswagen, der uns so treulich ans Ziel unserer Wünsche gebracht hatte. Immerhin waren wir froh bei dem Gedanken, daß hinter dieser Reise kein drohender Deutschlehrer stand mit Aufsatzthemen wie: „Ein Berliner erlebt Paris“ oder „Wenn einer eine Reise tut, kann er was erzählen . . .“ und dergleichen mehr, wir kennen sie ja alle. Als sich dann am folgenden Tage Berlin wieder unseren erstaunten Augen darbot, schien es ein armes, zerbrochenes Städtchen zu sein, kleinlich in seiner Anlage, in dem man sich bemüht hatte, das eine oder andere Haus wieder aufzubauen.

Aber unser politisches Verantwortungsbewußtsein als Insulaner ließ uns dieses Empfinden in unserem tiefsten Innern verschließen.

Dr. jur. Joachim Wrede (31) nach zehnjährigem Schweigen aus der Gefangenschaft heimgekehrt

Joachim Wrede besuchte das Arndt-Gymnasium von 1926 bis 1931 und gehörte, ebenso wie seine beiden älteren Brüder, dem Hause Babenberg des Schülerheims an.

Schon als Schüler zeigte er besonderes Interesse für die geschichtliche Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. Als Student war er in Studentengruppen der DNVP als Leiter tätig. Dabei stand er immer in scharfem Gegensatz zur Politik des Nationalsozialismus.

Im Kriege wurde er von Canaris in die Abwehr geholt und als Leiter einer Nachrichtenstelle in Paris eingesetzt. Zu diesem Posten schien er auch deshalb geeignet, weil er viel im Ausland gewesen war und die französische Sprache vollkommen beherrschte.

Nach dem 20. Juli 1944 wurde auch er verhaftet und mit vielen Kameraden ins Gefängnis in Moabit gebracht. Dort wurden im April 1945, unmittelbar vor der Ankunft der Russen, 40 politische Häftlinge erschossen, Dr. Wrede als einziger blieb aus dieser Gruppe am Leben. Angeblich waren seine Akten nicht zur Stelle.

Bei dem Durcheinander, das nach der Erstürmung des Zuchthauses durch die Russen entstanden war, gelang es ihm, mit anderen Inhaftierten aus dem Zuchthaus zu entkommen, doch wurde er bald wieder verhaftet und mit dem Flugzeug nach Moskau gebracht. Dort verurteilte man ihn zu 5 Jahren Zwangslager „wegen Verbrechen gegen die treuen Verbündeten Rußlands, England und Amerika“.

Diese Zeit verbrachte er zunächst in den Lubjankakellern, bis er 1946 in den Ural verlegt wurde. Seine Gesundheit hatte sich inzwischen so weit verschlechtert, daß er von den Ärzten als arbeitsunfähig bezeichnet und später in ein Lager an der Wolga gebracht wurde. Inzwischen war er zeitweise als Lagerapotheker beschäftigt. Anscheinend hielt man ihn für diesen Posten für geeignet, weil er Direktionsassistent in der Firma Schering gewesen war. Durch das Eingreifen eines Lagerarztes, der sich in vorbildlicher Weise um ihn bemühte, besserte sich sein Gesundheitszustand wesentlich.

Nach Ablauf der 5 Jahre wurde er zwar aus dem Zwangslager entlassen, aber in eine Zwangssiedlung in der sibirischen Taiga verschickt, „weil Feinde des Volkes unter Aufsicht bleiben müßten“. Es war ihm bei einer Strafe von 25 Jahren Zuchthaus verboten, sich weiter als 20 km von seinem jeweiligen Arbeitsdorf, das der Staat bestimmte, zu entfernen. Sein Arbeitsgebiet umfaßte alle Arbeiten, die mit der Holzproduktion zusammenhängen. Er durfte zwar Briefe schreiben, doch hat nicht einer sein Ziel erreicht.

Durch die Herbstamnestie vom Jahre 1954 wurde er befreit, aber es vergingen noch Monate, bis er in die Heimat abreisen konnte; obwohl die Deutsche Botschaft der DDR in Moskau ihm alle Unterstützung gewährt hatte. Da er vermutete, seine Eltern wären, falls sie überhaupt noch lebten, in Fürstenwalde, hatte er seine Entlassung dorthin beantragt. Die Enttäuschung, als er in Fürstenwalde ankam, war natürlich sehr groß, und die Frist, bis er über den Suchdienst erfahren hatte, daß seine Eltern lebten und in Goslar wohnten, überaus qualvoll.

Am so schöner war der Empfang. Da die Nachricht von der bevorstehenden Heimkehr in Goslar vorher eingetroffen war, hatten nicht nur die Familie, sondern auch der Heimkehrerverband und die Behörden Vorbereitungen getroffen.

Auch die ehemaligen Lehrer und Mitschüler Dr. Wredes nehmen aufrichtigen Anteil an dieser wunderbaren Heimkehr, auf die niemand mehr zu hoffen gewagt

hatte, und beglückwünschen ihn und seine Angehörigen von ganzem Herzen zu dieser großen Gnade, die ihnen zuteil geworden ist.

Der Name des Heimgekehrten, der im Einvernehmen mit den Eltern auf unserer Gedenktafel für die Kriegsoffer eingeschnitten war, wird unsichtbar gemacht und durch das Wort „Zurückgekehrt“ ersetzt werden.

Dr. Wrede, der sich inzwischen verlobt hat, brennt darauf, bald wieder eine geeignete Tätigkeit übernehmen zu können. Aber er hat die Erfahrung gemacht, daß es viel leichter ist, die letzten gesundheitlichen Schäden der langen Leidenszeit zu überwinden, als die zahllosen Formalitäten zu erledigen, die die Behörden von den Spätheimkehrern erfüllt haben wollen.

Curt Liebmann

Martin Marczynski †

Aus Südamerika, das bemerkenswert vielen alten Arndtnern eine zweite Heimat geworden ist, erhielten wir die Nachricht, daß wieder einer von der alten Garde des Lehrkörpers des UG., worunter ich die vor dem ersten Weltkriege an unsere Schule berufenen Lehrer verstehe, zur Großen Armee versammelt worden ist. Im Herbst 1954 ist, wie seine Schwester uns mitteilte, Martin Marczynski in Buenos Aires verstorben.

Er trat zu Ostern 1914 in den Lehrkörper des UG. ein mit der Hauptlehrbefähigung für die neueren Sprachen. Bei Kriegsausbruch wurde er zuerst nur zu einem Armierungsbataillon eingezogen, kehrte aber als Leutnant der Reserve mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse aus dem Kriege zurück. Der frühe Tod seines geliebten Bruders gab seinem inneren Menschen eine neue Richtung. Er erwarb zunächst die Lehrbefähigung für Religion für die oberen Klassen und wandte sich dann neben seinem Berufe dem Studium der Theologie zu. In verhältnismäßig kurzer Zeit legte er die erste und zweite theologische Prüfung ab, wurde in der Nikolaikirche zu Berlin ordiniert und wirkte von 1927 an als Pfarrer in Berlin, bis er einem Rufe nach Argentinien folgte. Hier scheint er denn auch seine wahre Berufung gefunden zu haben; denn während er an unserer Schule, auch als Vertrauensmann des Kollegiums beim Philologen-Verband, nicht sonderlich hervortrat, errang er sich an seiner neuen Wirkungsstätte bald eine sehr angesehene Stellung, die sich in dem Nachruf widerspiegelt, den ihm das evangelische Gemeindeblatt von Sao Paulo, „Kreuz im Süden“, widmete. Es heißt dort: „Propst Martin Marczynski gehörte zu den markanten Persönlichkeiten unserer Kirche in Südamerika.“

Alle, die ihn in seinem schlichten, herzlichen Wesen kannten, besonders ich, der ich neun Jahre mit ihm auf derselben Schulbank gesessen habe, werden ihm ein dauerndes Andenken bewahren.

Friedrich Schulz